

„Good bye, Lenin!“ – oder: Vergesst die Visionen nicht!

Vierzehn Jahre sind seit dem Mauerfall vergangen. Fast scheint es, als zeugten nur noch der grüne Pfeil an der Ampel und der Solidaritätszuschlag auf der Gehaltsabrechnung von dem epochalen Wandel, der sich seit dem Herbst 1989 in unserem Land vollzogen hat. Noch ist nicht alles zusammengewachsen, was zusammengehört, aber eine gewisse Normalität ist eingekehrt im deutsch-deutschen Verhältnis. Die Kinder und Jugendlichen von heute kennen nur ein einig' Vaterland. Langsam fügt sich das Erzählte und Erlebte zur Geschichte und wird Teil der Normalität.

50 Jahre hat es gedauert, bis die Zeit reif war, mit Roberto Benignis „Das Leben ist schön“ den Holocaust in komödiantischer Leichtigkeit auf der Leinwand „vorzuführen“. Nach fast anderthalb Jahrzehnten der Bewältigung von Stasi, Stacheldraht und Schießbefehl (fast ausschließlich im Osten) hat es Wolfgang Becker mit „Good bye, Lenin!“ gewagt, einen Blick hinter die Kulissen der Weltgeschichte zu werfen.

Am 26. August 1978 fliegt Kosmonaut Sigmund Jähn an Bord von Sojus 31 als erster Deutscher ins All. Am gleichen Tag bricht für die Ostberliner Familie Kerner die Welt zusammen: Der Vater, ein Arzt, kommt – wohl wegen einer Frau – von einer Dienstreise in den Westen nicht mehr zurück. Die Grundschullehrerin Christiane Kerner (Katrin Saß) ist von nun an mit ihren Kindern Ariane (Maria Simon) und Alex (Daniel Brühl) auf sich allein gestellt. Sie

verbannt ihren Mann aus ihrem Leben und heiratet das sozialistische Vaterland, wie Alex rückblickend formuliert. Sie glaubt an das System, das sie jedoch durch unzählige Eingaben an die zuständigen Stellen von innen heraus zu verbessern sucht.

Elf Jahre später feiert die DDR ihren 40. Geburtstag. Als vorbildliche Sozialistin ist Christiane Kerner gerade auf dem Weg zum Festakt im Palast der Republik, als sie unterwegs mit ansehen muss, wie eine Demonstration für Reformen von der Polizei zerschlagen und ihr Sohn Alex verhaftet wird. Das bricht ihr das Herz – sie erleidet einen Infarkt und fällt für acht Monate ins Koma. Sie verschläft den 9. November und Honeckers Abgang, sie bekommt nicht mit, dass ihre Tochter ihr Wirtschaftsstudium für einen Job bei Burger-King an den Nagel hängt und Alex nach der Abwicklung seines Ausbildungsbetriebes für ein Westberliner Unternehmen Satellitenschüsseln an Plattenbauten montiert – im schlagkräftigen Ost-West-Team mit seinem neuen Kollegen und Freund Denis (Florian Lukas).

Bernhard Spielberg

Bernhard Spielberg, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Pastoraltheologie in Würzburg. Er arbeitet an einer Dissertation zum Thema „Kann Kirche noch Gemeinde sein?“ und ist zudem in der Predigtausbildung tätig.

Am Krankenbett seiner Mutter lernt er Lernschwester Lara aus Russland (Chulpan Khamatova) kennen und lieben. Ausgerechnet beim ersten Kuss wacht seine Mutter überraschend auf. Nun muss sie sich erholen und geschont werden. Jede Aufregung kann lebensgefährlich sein.

Um sie vor den schockierenden Veränderungen der vergangenen Monate zu bewahren, schmiedet Alex einen Plan: In der inzwischen „verwestlichten“ 4-Zimmer-Wohnung soll die alte DDR-Normalität wieder einziehen. Die alten Möbel sind zwar noch im Keller, die vertrauten Ost-Produkte wie Spreewald-Gurken und Tempo-Bohnen aber sind längst aus den Regalen verschwunden. Mit viel Phantasie und fast schon sozialistischem Organisationstalent erweckt er die eben untergegangene DDR in den heimischen vier Wänden wieder zum Leben. Das Zimmer entwickelt sich so nicht nur für die Kranke, sondern auch für die inzwischen arbeitslosen und von der Geschichte enttäuschten Nachbarn zu einem Biotop der Vergangenheit, in dem das Leben seinen gewohnten Gang weitergehen darf.

Spreewald-Gurken, Tempo-Bohnen und Coca-Cola.

Als schließlich am Geburtstag der Mutter, zu dem Alex nicht nur zwei Schüler für 20 Mark als Pioniere auftreten lässt, sondern auch noch den inzwischen alkoholkranken und arbeitslosen Schuldirektor der Mutter für eine sozialistische Glückwunschede reaktiviert, ein Coca-Cola-Plakat an der gegenüberliegenden Hauswand entrollt wird, kann Alex die virtuelle DDR nicht mehr alleine am Laufen halten. Gemein-

sam mit seinem Kollegen Denis produziert er eigene Sendungen der „Aktuellen Kamera“, die den Graben zwischen sozialistischer Fiktion und marktwirtschaftlicher Realität überbrücken helfen. Als aber eines Tages die Mutter ohne Vorwarnung mit zaghaften Schritten aus dem Haus geht, findet sie dort eine völlig veränderte Welt vor. Wie im Traum begegnet sie mitten in Ostberlin nicht nur neuen Mietern aus Wuppertal und Gebrauchtwagenhändlern, sondern schließlich auch dem großen Lenin, der – in mahrender Pose am Hubschrauber hängend – unter ohrenbetäubendem Lärm ein letztes Mal in ihre Augen blickt.

Die Strategie der Vertuschung funktioniert nicht mehr. Alex ergreift die Flucht nach vorn und wendet die Wende. Die für seine Mutter in Eigenregie produzierte „Aktuelle Kamera“ erklärt kurz darauf das Unfassbare damit, dass Erich Honecker „in einer großen humanitären Geste der Einreise der seit zwei Monaten in den DDR-Botschaften von Prag und Budapest Zuflucht suchenden BRD-Bürgern zugestimmt“ habe. „Arbeitslosigkeit, mangelnde Zukunftsaussichten und die zunehmenden Wahlerfolge der neonazistischen Republikaner haben die deutlich verunsicherten BRD-Bürger in den letzten Monaten dazu bewogen, dem Kapitalismus den Rücken zu kehren und einen Neuanfang im Arbeiter- und Bauernstaat zu versuchen.“ Doch als die Mutter ihren Sohn ansieht, wird klar, für wen die Inszenierung der DDR auf 79 qm wirklich wichtig war.

Wolfgang Becker hat keinen „ostalgotischen“ Film gemacht und keinen Film zur Wiedervereinigung. Vielmehr ist „Good bye, Lenin!“ der Film zum Beitritt nach Art. 23 GG. Mit der Mauer sind auch viele Identitäten zu Bruch

gegangen, mit den Supermarktregalen wurden auch viele Köpfe neu gefüllt. Die Geschichte der Kernalt zeigt, was für eine 180-Grad-Wende die Wende war. Sie macht das humorvoll und tief-sinnig, plakativ und subtil. In seiner ungewöhnlichen Art erzählt der Film aber nicht nur von der *einen* Wende 1989/90. Er erzählt von den Stärken und Schwächen, die Menschen in allen Umbruchsituationen erleben und erleiden. In „Good bye, Lenin“ kann man sehen, wie kleine Räume im Schatten der großen Öffnung verschlossen werden, wie alte Kostbarkeiten im Schatten der neuen Werte wertlos werden, wie verloren geglaubte Träume im Schatten der gewonnenen Freiheit zum letzten Halt werden.

Träume werden zum letzten Halt.

Ähnliche Erfahrungen prägen viele Veränderungsprozesse, auch die Umbrüche, die den Weg der Kirche in die Zukunft säumen. Nicht wenige tief greifende Veränderungen stehen gerade in den unterschiedlichen Bereichen der Seelsorge noch bevor. Um in dieser Situation aber dem Diktat kurzlebiger Quickwin-Ideen, die im Handumdrehen schnelle, vor allem finanzielle Erfolge versprechen, widerstehen zu können und der Gefahr des selbstfixierten Kirchturmdenkens zu entgehen, lohnt sich ein Blick über den Tellerrand – in den Film. Natürlich würde man „Good bye, Lenin“ ungerecht, würde man ihn als Fundgrube zur Gestaltung aller möglichen Strukturveränderungen missbrauchen. Selbstverständlich darf man – was leider bei Matrix wieder oft geschehen ist – einen Unterhaltungsfilm nicht

zwanghaft theologisch deuten. Und dennoch bietet Beckers Film zwei Impulse, die auch in einem ganz anderen – im aktuellen kirchlichen – Kontext, bedenkenswert sind:

Der erste: Auch längst überfällige Veränderungen werden nur dauerhaft tragfähig, wenn sie nicht nur mit klaren Konzepten, sondern auch rücksichts-voll umgesetzt werden. Gerade wenn der Wind des Wandels besonders stark weht, braucht es den aufmerksamen Blick für die, denen dieser Wind allzu kalt ins Gesicht bläst. Gerade wenn es besonders schnell geht, braucht es Orte, an denen auf die gewartet wird, die nur langsam nachkommen. Um es klar zu sagen: Das sind keine Schutzräume für die engstirnigen Ewiggestrigen und die notorischen Bremser, keine Nischen für die fundamentalistischen Fortschrittsverweigerer. Es sind nicht mehr als die 79 qm alter Heimat, in die man sich einmal zurückziehen kann, wenn es draußen auf den ersten Blick unmenschlich und kompliziert geworden ist. Die werbende Offenheit für die, die sich im ersten Moment zurückziehen, wenn es heißt, von lieb Gewordenem Abschied zu nehmen, ist eine wichtige Voraussetzung für eine neue Gestalt von Kirche, der die Geschichten der Menschen auch morgen noch am Herzen liegen.

Es tut gut, sich der Anfänge zu erinnern.

Ein zweiter Impuls von „Good bye, Lenin“ liegt in seiner gefühlvollen Gestaltung. In wenigen Filmen liegen Lachen und Weinen, das Schmunzeln über Kleinigkeiten und das Stauen über die eigene Geschichte näher beisam-

men. Die Bilder von friedlichen Demonstrationen, von tanzenden Menschen auf der Berliner Mauer und vom schwarz-rot-goldenen Fahnenmeer vor dem Reichstag gehen unter die Haut. In einer Zeit, in der die weniger begeisternden rechtlichen und wirtschaftlichen Folgen der Wende zum politischen Alltagsgeschäft gehören und „blühende Landschaften“ selbst im Westen keiner mehr so einfach versprechen kann, tut es gut, sich der Anfänge zu erinnern. Sich vor Augen zu halten, was diese friedliche Revolution für Kräfte freigesetzt hat. Mit „Good bye, Lenin!“ geht der Blick im Kino zurück nach vorn: Vergesst eure Visionen nicht! Das gilt auch für die Zukunft unserer Seelsorge. Von den Visionen, die uns antreiben, darf nicht

geschwiegen werden. In ihnen liegt die Kraft der Veränderung.

Die Geschichte der Kerner hat Kreise gezogen. Über sechs Millionen Menschen haben sich bisher in Deutschland „Good bye, Lenin“ angeschaut, in über 13 andere Länder wurde der Film verkauft. Sieben Filmpreise in Gold erhielt der Streifen bei der 53. Verleihung des Deutschen Filmpreises im Juli 2003, drei Haupt- und drei Publikationspreise gab es bei der Verleihung des Europäischen Filmpreises im Dezember. Seine besondere Perspektive macht dieses Werk zu einem beispielhaften Beitrag für die deutsch-deutsche Verständigung. Und zu einer inspirierenden Geschichte für alle, die etwas verändern wollen. ■